

## Zwischen Reden und Tun liegt das Meer

Im Juli 1987 gewährte mir Luciano Pavarotti ein erstes Treffen in seinem Sommerhaus in Pessaro, ich wollte ihn fotografieren, um eine Tonbüste anfertigen zu können.

Unsere Wagen begegneten sich in der Nähe seiner Villa. Er kam gerade vom Strand und wollte pünktlich zum vereinbarten Termin erscheinen. Diese Korrektheit erleichterte mich. Beim Betreten der Villa spürte ich sofort sicheren italienischen Geschmack. Sie lag in den Hügeln über dem Meer: rote Ziegel pompejischen Stils, antike ockergelbe Mauern, Arkaden, Zypressen, ein leeres, von Gräsern überwuchertes Schwimmbad, einige Sockel ohne Statuen. Die Begegnung dauerte nicht sehr lange. Pavarotti empfing mich in Sandalen und Shorts. Seine Sekretärin hielt sich im Hintergrund. Sein harter Blick überraschte mich, diese Härte ist nicht auf zu wenig Herz, sondern auf ständige schwere Kämpfe zurückzuführen.



Während ich dies dachte, tauchte ein alter, lahmer Kater auf, dem ein Auge und ein Ohr fehlten. Luciano Pavarotti stellte ihn mir mit folgenden Worten vor: »Das ist ein alter Kämpfer, wie ich!« Ich zeige ihm die Büste von Ruth-Maria Kubitschek, um ihn zu stimulieren. Sie gefiel ihm, und er bat mich, ihn zu fotografieren. Danach klingelte das Telefon alle fünf Minuten - Gespräche aus aller Welt. Ich nutzte die Gelegenheit, um einen Blick auf sein Programm zu werfen, das auf dem Tisch lag: eine haarsträubende Folge von Terminen rund um den Erdball, das ganze Jahr hindurch

... und ich, der ich es hasse, mein Schwabing oder mein Kreta zu verlassen ...

Endlich stellt er sich vor meinem Fotoapparat auf. Ich sage ihm, ich müsse einige »Polizeifotos« machen, das heißt aus allen erdenklichen Profilen. Er lächelt über dieses Frechheit. Wir vereinbaren einen Termin in seinem Hotel in Verona, wo er im Oktober in der Oper singen soll. Wir verabreden, daß ich ihm bei dieser Gelegenheit meine Tonbüste zeigen soll, um die letzten Änderungen daran vorzunehmen. Ein sehr riskantes Versprechen...

In meinem Münchner Atelier stelle ich mit Schrecken fest, daß es mir trotz der 35 Fotos nicht gelungen war, eine wirkliche Ähnlichkeit festzuhalten. Bei meiner Ankunft in Verona gießt es in Strömen und ich habe panische Angst. Die »Büste«, die ich vorzeigen soll, ist nur ein Entwurf. Ich denke an einen Nero oder einen Tiberius, der mich dafür, daß ich ihm seine Zeit gestohlen habe, mit den Löwen bekanntmachen wird.

Ich bitte die Portiers im Hotel, das Drehpodest und die Holzkiste mit der »Büste« in mein Zimmer zu tragen. Es liegt über dem von Pavarotti. Schon muß ich die ersten Autogramme geben, was mir wie Vorschußlorbeeren erscheint. Meine Ängste als Künstler werden zur Paranoia. Plötzlich verwandelt sich dieses Italien in feindliches Gebiet. Erstmals seit meiner Kindheit erinnere ich mich wieder an die Erzählungen meines Vaters, der 1940 Soldat in der bereits von der Wehrmacht besiegten und von der italienischen Luftwaffe mit MG-Feuer belegten französischen Armee war... Er kroch auf allen Vieren um einen Heuhaufen herum, um einem sadistischen Jagdflieger zu entkommen, der immer

wieder zurückkehrte, um ihn zu beschließen.

Den Abend verbringe ich in den Bars von Verona und kehre vollkommen betrunken ins Hotel zurück. Das Erwachen ist teuflisch, die Kopfschmerzen sind furchtbar. In meinem Zimmer herrscht ein Licht wie in einem Gefängnis. Und ich bin um elf Uhr mit Pavarotti verabredet, um ihm die »Büste« zu zeigen. Schnelles Frühstück à la française in der Bar an der Ecke.

Pavarotti erscheint um elf Uhr. Ich enthülle die »Büste«. Wie eine Guillotine fällt die Katastrophe herab: Pavarotti sagt kalt auf amerikanisch: »I am sorry, but I am not that at all!« Ich weiß, daß er übermorgen singen muß, daß er wie ich Lampenfieber und keine Zeit für Übungsstunden in Bildhauerei hat...

Ein genialer, unausweichlicher Satz rettet mich vor der Vernichtung: »Yes, but you are going to be that in ten minutes!«

Immer ist es eine Frau, die mich rettet: Seine Sekretärin antwortet unverzüglich: »I am curious to see it. Please begin!«

Ich weiß, daß man die direkten Profile am schnellsten erfaßt. Ich habe nur einige wenige Minuten, um mir eine internationale Karriere als Porträtist zu sichern. Ich tänzele um ihn herum wie ein Boxer (so sagt er zumindest), konzentriert wie ein Gefangener auf der Flucht. Wie eine unerbittliche Wahrheit kommt mir das



italienische Sprichwort »zwischen Reden und Tun liegt das Meer« in den Sinn: Ich muß modellieren, nur modellieren. Nach einer halben Stunde zeige ich Pavarotti die Seite, die eine Ähnlichkeit aufweist (und nur die). Beide lachen vor Bewunderung!

Ich weiß, daß ich soeben eine Überlebenschance erhalten habe. Wir machen einen neuen Termin für den Nachmittag aus.

So vergehen zwei Tage, an denen ich insgesamt nur vier Sitzungen von je einer Stunde zur Verfügung habe, um zu einem Ergebnis zu gelangen, das unmöglich unvollendet bleiben kann. Durchschnittlich muß ich mich für eine Stunde Modellieren zehn Stunden auf dem Bett liegend konzentrieren oder eine Stunde am Fluß entlangschlendern. Der Satz des Engländers: »The hero is the one who is incommensurably concentrated« dürfte meine Situation in etwa erklären.

Vielleicht ist es diese Haltung, die es mir ermöglicht, ihm die für die Anfertigung eines Porträts erforderliche Disziplin aufzuerlegen: stehenbleiben, den Kopf nach links, dann wieder nach rechts zu drehen. Die vielen Blumen, die er tagtäglich aus der ganzen Welt erhält, haben ihn vergessen lassen, was gehorchen oder gar sich anpassen bedeutet. Ich stelle mit Befriedigung fest, daß er meine Anweisungen ohne Widerstand hinnimmt.

Im Hotel herrscht eine unglaubliche Angst. Er erhält Besuch von anderen Tenören, sie werden mit ihm singen. Alle haben eine Heidenangst vor dem italienischen Publikum, das in ihren Augen das kritischste, das schonungsloseste der Welt ist. In Verona oder Mailand zu singen, ist für Pavarotti die Prüfung schlechthin: er wird wieder zum Anfänger.

Am nächsten Tag ist ein Wunder geschehen. Um 18 Uhr kommt Pavarotti für eine kurze Sitzung vorbei und lädt mich für denselben Abend in die vorderste Loge zur Premiere ein. Es wird »La Bohème« von Puccini gegeben. Und nun steht Pavarotti da, in einem Pariser Dienstmädchenzimmer, verkleidet als armer Student. Seine Hohe-C-Stimme bewundere ich sehr, aber für Puccini habe ich nur Verachtung übrig: Entweder wird gemeinsam auf der Bühne gestorben oder aber man bewirft sich lachend mit Kopfkissen, bis die Federn fliegen, dann wieder gibt es mit Linealen ausgetragene Duelle, Kitsch, Anekdotisches und vor allem bereits die ersten Schritte Richtung abstrakte Musik. Die Dekadenz des Abendlandes scheint mir einen ersten Höhepunkt erreicht zu haben. Diese Stimme voll antiker Exaltiertheit für solch ein bürgerliches Getue... Von Lully, Scarlatti, Telemann und sogar Verdi oder Rossini sind wir hier weit entfernt, ganz zu schweigen von Mozart oder Händel. Ich klatsche aus reiner Solidarität. Am nächsten Morgen sehe ich, wie Pavarotti mit einer Unmenge Gepäck, darunter eine Personenwaage, das Hotel verläßt.



Ich folge ihm nach Modena. Sein Haus liegt am Ende einer langen, von Bäumen gesäumten Straße. Auch hier wieder der gleiche gute italienische Geschmack. Ich finde seine Frau sehr sanft, melancholisch. Sie wird ihre Gründe haben. Ihre Anwesenheit und ihr Schweigen hinterlassen Spuren.

Am Abend werden mir im prächtigsten Hotel Modenas Zimmer und Abendessen spendiert. Es besteht kein Zweifel, Pavarotti ist ein Gentleman. Hart, aber korrekt. Am Morgen gehe ich nochmals zu ihm, um die Büste zu beenden. Zwei »wichtige« Unbekannte unterbrechen die Sitzung. Sie sind höflich, sehr distinguiert und geheimnisvoll. Sie gehören zu jenen Italienern, die keinen Spaß verstehen, bei deren Anblick es einem kalt den Rücken hinunterläuft. Ich kann gut genug Italienisch, um zu verstehen, daß Pavarotti ein Kompliment über mich macht. »Das ist ein großer französischer Bildhauer.« Trotzdem bittet man mich höflich zu gehen. Innerhalb einer Minute unterschreibt mir Pavarotti einen Bestellschein über zehn Bronzestatuen! Die Freude läuft hinunter wie süßer Wein... Mehr verlange ich gar nicht.

Etwa zwei Monate später bringe ich die zehn Büsten selbst nach Modena. Bald lerne ich seine drei Töchter kennen. Sie scheinen ihren Vater zu lieben. Ich bin erstaunt, daß sie den ganzen Vormittag schwarz-amerikanische Rockmusik hören, die dröhnend das ganze Haus erfüllt.

Die zehn Büsten sind auf dem Boden aufgereiht. Nur bei einer einzigen ist die Patina unterschiedlich: für Gesicht und für Bart und Haare. Pavarotti hätte es lieber gesehen, wenn alle so wären, ich halte das für einen Fehler. Die neun anderen Büsten sind meines Erachtens schlichter, also überzeugender. Ich gebe nicht nach.

Ein Nachbar im Jagdkleid klopf an die gläserne Terrassentür. Der Jäger bringt einen - außerhalb der Jagdsaison - frisch erlegten Fasan. Höflich und taktvoll lehnt Pavarotti - aus ökologischen Gründen - ab. Dieses Detail merke ich mir.

Ich kehre zu meinen unifarbenen Büsten zurück, die ich für »imposanter« halte. Er antwortet, daß er dem Publikum nicht imponieren, sondern von ihm geliebt werden will. Ich gebe trotzdem nicht nach. Bevor ich mich wieder auf den Weg nach München mache, beschließe ich, mir einen wohlverdienten Besuch des Marktes von Modena zu gönnen. Mir fällt ein Satz von Ernst

Jünger ein: »Zeige mir den Markt der Stadt und ich sage dir, ob dein Volk noch lebendig ist.«

Ich bestelle ein riesiges Stück Parmesan bei einem jungen Verkäufer venezianischen Typs: blonder Schnauzbart, blaue Augen. Beim Zahlen zeige ich ihm ein Foto von Pavarotti, auf dem er neben mir und der Tonbüste zu sehen ist. Der Verkäufer ruft seine junge Frau herbei. Beide lachen. Unmöglich, für den Käse zu bezahlen. Sie winken mir zu und sagen: Viva la Francia!

